



Mit Walking-Bass
in die Popcharts

Hervé Jeanne

Hervé Jeanne (sprich: „RW Schann“) war eigentlich recht zufrieden mit seinem Leben: Als einer der gefragtesten Jazz-Kontrabassisten Norddeutschlands konnte er sich über mangelnde Arbeit nicht beklagen. Nebenbei frönte der gebürtige Luxemburger und Wahl-Hannoveraner noch seinem größten Hobby, der Fotografie, und machte sich beispielsweise mit gelungenen Schwarz/Weiß-Portraits oder einer Vielzahl der im BASS PROFESSOR abgelichteten Testobjekte einen Namen. Alles hätte noch jahrelang so weitergehen können – eigentlich!

Doch dann wurde eines seiner vielen Projekte auf einmal über Nacht zu einem Senkrechtstarter, mit dessen kometenhaften Steilflug niemand gerechnet hatte. Roger Cicero & Band spielen heutzutage vor ausverkauften Hallen, und nicht nur die Single „Zieh die Schuh aus“ rangierte wochenlang ganz oben in den Charts. Und das nicht etwa mit Pop, sondern mit einer Swing-Bigband! Lars Lehmann traf sich mit Hervé zu einem Gespräch über Jazz, das Freiberufler-Dasein als Bassist und unerwartete schöne Dinge im Leben...

BP: Hallo Hervé! Ich konnte mich vor kurzem von der aberwitzigen Popularität überzeugen, derer sich Roger Cicero & Band gerade erfreuen – das Theater am Aegi in Hannover platzte aus allen Nähten, ein Zusatzkonzert ist schon gebucht. Und außerdem vertritt ihr Deutschland beim Grand Prix, wofür euch die ganze Nation die Daumen drückt! Wie erklärst du dir den phänomenalen Erfolg von Roger?

HJ: Hallo Lars! Diese Erfolgsstory ist auch für uns Beteiligte unglaublich. Es sind, so glaube ich, verschiedene Faktoren, die zum Erfolg führten. Erstens wurde mit der Text-Thematik, also dem „auf die Schippe nehmen“ von Alltags- und Beziehungssituationen, ein Nerv bei den Zuhörern getroffen. Endlich einmal Songtexte, bei denen Schmunzeln aufkommt, und in denen sich die Zuhörer nicht selten wieder erkennen. Für solche „Augenzwinker“-Texte eignet sich Swing hervorragend. Dennoch wurde der Swing nicht ganz puristisch aufgefasst. Es wurde z.B. nicht versucht, bewusst den Sinatra-Sound nachzuahmen. Viele der beteiligten Musiker, auch Roger, haben starke Wurzeln in der Pop- und Soulmusik. Das scheint

auch deutlich durch und trägt zum eigenständigen und frischen Sound des Projekts bei. Und nicht zuletzt ist Roger nun einmal ein fantastischer Sänger, der einen solchen Erfolg meiner Meinung nach verdient hat. Erstaunlicherweise spricht er mit diesen Songs ziemlich alle Altersgruppen an, was auch wieder ein Erfolgsfaktor ist. So höre ich immer wieder, dass selbst Kinder die CD lieben und alle Texte mitsingen!

BP: Die Band ist ja im Grunde aus zwei Projekten entstanden, quasi als Fusion des Quartetts After Hours mit Roger, Lutz Krajenski (p), Matthias Meusel (dr.), Stefan Abel (sax) und dir und der „Spaß-Bigband“ Lutz Krajenskis, dem Salonorchester Linden-Mitte. Wie und warum entstand denn die Band in der Form, wie wir sie heute kennen?

HJ: After Hours gibt es etwa seit dem Jahr 2000. Kurz nach dessen Entstehung hat Lutz Krajenski Roger kennen gelernt und kam auf die Idee, eine kompakte Bigband mit Roger als Frontmann ins Leben zu rufen. So wurde After Hours um sieben weitere Bläser aufgestockt und hieß in dieser Form tatsächlich Salonorchester Linden-Mitte. (lacht)

Lutz hat dafür ein komplettes Programm aus Jazzsongs, aber auch Pop- und Soul-Titeln von James Taylor oder Marvin Gaye arrangiert. Leider hat sich niemand um das Marketing und das Booking gekümmert, und wir haben mit der Band lediglich zwei bis dreimal im Jahr gespielt. Eines Tages trat Roger in Hamburg als „special guest“ bei einem Konzert des Pianisten Joja Wendt auf. Nach dem Konzert kam Jojas Managerin auf Roger zu. Zusammen entwickelten sie das Konzept „Swing mit deutschen Texten“, holten die Songwriter von Anett Louisan ins Boot, und als Band empfahl Roger natürlich das eingespielte Salonorchester. Dann ging es Schlag auf Schlag: die Songwriter schrieben Lieder, die Lutz für Bigband umarrangierte, es ging ins Studio, das Management ging bei Plattenfirmen hausieren und Starwatch/Warner hat recht schnell abgebissen. In dieser Zeit entwickelte sich das Konzept jedoch immer noch weiter, denn das Management und die Songwriter hatten noch einige Freiräume gelassen. Es kam z.B. nach den ersten Einspielungen einmal die Frage auf, ob die Harmonik von Lutz' Arrangements nicht vielleicht zu jazzlastig sei. Doch es wurde



letztlich beschlossen, Lutz und seinem Können zu vertrauen, anstatt ihm gegen seinen Willen aufzudrücken, die Arrangements glatter und „NDR 1-kompatibler“ zu gestalten. Das war die richtige Entscheidung!

BP: Werbetechnisch ist der Grand Prix sicherlich bislang der „gößte Wurf“ für das Projekt, oder?

HJ: Ja, das ist natürlich werbetechnisch noch einmal eine Riesenchance, auch wenn viele Stimmen sagen, Roger sei zu schade für diese Veranstaltung. Der Grand-Prix-Song ist auch tatsächlich etwas glatter als die bisherigen, finde ich. Schaden wird es dem Projekt jedenfalls nicht.

BP: Erzähl uns doch etwas aus deiner Zeit als Freelancer vor dem großen Erfolg: Mit wem hast du beispielsweise so gespielt? Die Liste ist ja lang...

HJ: Ich hatte hier und da Gigs mit Musikern wie Ack van Rooyen, Don Braden, Gene Conners oder Gitte Haenning, doch das waren immer nur Projekte, keine Zusammenarbeit auf Dauer. Außer mit Bill Ramsey, mit dem spiele ich seit über zehn Jahren. Ich habe auch diverse eigene Projekte angeschoben, von 1997 bis 2001 hatte ich beispielsweise eine Band mit der Sängerin Eva Mayerhofer und der New Yorker Pianistin Sarah Jane Cion. Ansonsten habe ich in den letzten Jahren viel mit Lutz Krajenski, Stephan Abel und Matthias Meusel – also After Hours – gespielt, und zwar Clubgigs, Festivals, Begleitung von Sängern, oder aber auch Events von großen Unternehmen.

BP: Zweifellos hat sich dein Leben durch Rogers Erfolg sehr verändert – was sind die deutlichsten Anzeichen dafür, dass „die Uhren jetzt anders ticken“ und wie gehst du mit diesen veränderten Umständen um?

HJ: Es ist einfach schwieriger geworden, bei anderen Projekten bzw. überhaupt andere Jobs zuzusagen. Ich würde zwar eigentlich gerne weiterhin andere Sachen neben der Roger-Band machen, aber wichtiger ist es mir, für die jetzige Band verfügbar zu sein. Deswegen bin ich zurzeit sehr vorsichtig mit anderen Zusagen. Ansonsten hat sich nicht sehr viel geändert, Fanpost bekomme ich auch nicht mehr als früher! (lacht)

BP: Empfindest du die ausgedehnten Tourneen als körperlich anstrengend? Wenn ja: Was tust du dagegen?

HJ: Ich war vor der Tour selber total gespannt, wie mir das Tourleben bekommt: Jeden Abend in einer neuen Halle vor 1000 bis 3000 Menschen zu spielen – da war ich schon etwas aufgeregt. Aber die tolle Stimmung, die jeden Abend aufkommt, die Reaktionen der Zuschauer und Fans, vor Ort und im Gästebuch von Rogers Website, all das gibt einem einen derartigen Kick, dass man das Tourleben gar nicht als besonders anstrengend empfin-

det. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einen riesigen Dank an die Fans loslassen! Auch unter den Bandkollegen haben wir sehr viel Spaß, sei es im Bandbus, im Hotel, oder bei Ausflügen. Nach einer Tournee brauche ich allerdings zu Hause ein paar Tage Ruhe und Erholung, denn erst dann macht sich die Anstrengung bemerkbar.

BP: Du bist seit einigen Jahren glücklich verheiratet. Ist der berufliche Erfolg der Cicero-Band nicht unter Umständen sogar eine Belastungsprobe für eure Ehe, wenn du nun plötzlich so oft so lange weg bist?

HJ: Ja, gewissermaßen hast du recht, aber zum Glück unterstützt meine Frau meine Aktivitäten. Obwohl es sicherlich Beziehungen gibt, wo häufige Abwesenheit zu Problemen führt, kennen wir wiederum Paare, die mit dieser Situation bestens zurechtkommen, und die nehmen wir uns als Vorbild. Und heute gibt es ja glücklicherweise Handy-Flatrates! (lacht)

BP: Lass uns noch einmal zu deinem „früheren“ Leben zurückkehren: Interessant finde ich ja beispielsweise, dass du stets viel Booking für deine Projekte selber erledigt hast – woran ja die meisten Bands und Musiker krankten. Außerdem hast du eine Zeit lang das Programm für einen Jazzclub in Hannover zusammengestellt, das „Marlene“ ...

HJ: Ja, stimmt, ich habe so eine „Organisations-Ader“. Was aber nicht bedeutet, dass ich ein organisierter Mensch bin, leider! (lacht) Aber es macht mir Spaß, für eine Band, an die ich glaube, Zeit für die Organisation zu investieren, und dann die Früchte der Arbeit in Form von schönen Gigs zu ernten. Die Sache mit dem Club „Marlene“ war folgende: Es gab zu einem bestimmten Zeitpunkt kaum eine Spielmöglichkeit für Musiker der hannoverschen Szene. Da habe ich diesen Kleinkunstladen gefunden und angeboten, dort eine Jazzreihe zu organisieren. Es war dann auch sehr interessant, auf der Veranstalterseite zu sein und zu erleben, wie sich die verschiedenen Musiker bewerben. Doch nach fünf Jahren hatte ich keine Lust mehr, abends beim gemütlichen Kochen von Anrufen à la „Hallo, hier ist Thorsten Schmidt, und ich habe eine tolle Band, blablabla...“ gestört zu werden.

BP: Du hast in Hannover Jazz studiert und bist zudem hin und wieder zu dem inzwischen leider verstorbenen Niels-Henning Ørsted-Pedersen nach Dänemark zum Unterricht gefahren. Was waren die wichtigsten Impulse für dich aus dieser Zeit?

HJ: Das ist so nicht ganz richtig: Ich habe 1995 eine Diplomarbeit über Niels-Henning geschrieben und bin zu diesem Zweck nur einmal zu ihm nach Kopenhagen gefahren. Ich hatte leider nie bei ihm Unterricht. Sehr wohl aber habe ich viel von ihm

gelernt, indem ich jede Menge Transkriptionen seiner Soli und Basslinien gemacht habe. Impulse gibt mir sein Spiel immer wieder, ich brauche nur eine CD aufzulegen, und schon motivieren mich sein energiegeladenes Spiel und seine Virtuosität. Damals wollte ich möglichst so spielen wie er, heute habe ich eine etwas andere Herangehensweise und ein anderes Soundideal. Trotzdem bleibt er einer meiner Lieblingsbassisten!

BP: Kannst du diese „andere Herangehensweise“ genauer beschreiben?

HJ: Niels sagte selber: „Der Bass an sich interessiert mich nicht, ich betrachte mich als Mensch, der Musik und nicht den Bass spielt“. Das heißt, er hat angestrebt – und erreicht – sich nicht von den physikalischen und technischen Grenzen, die ein klobiger Kontrabass mit sich bringt, einschränken zu lassen. Dafür hatte er zum Beispiel eine recht tiefe Stahl-Saitenlage und einen sehr direkten und ziemlich elektrischen Ton. Vor etwa vier Jahren habe ich angefangen, Darmsaiten zu spielen, weil mir deren punchiger und gleichzeitig samtig-natürlicher Ton gefiel. Damit kann man nun nicht so virtuos, dafür umso besser swingig-groovig spielen, finde ich. Hin und wieder fühle ich mich damit jedoch in einer Zwickmühle, weil ich auch gerne mal so solieren würde, wie ich es früher auf Stahlsaiten getan habe. Deswegen bin ich auch seit längerem am experimentieren mit verschiedenen Saiten, um vielleicht doch einen Mittelweg zu finden. Übrigens habe ich auf meiner Webseite, www.hervejeanne.de, einen Part eingerichtet, in dem man sich Soundfiles verschiedener Kontrabasssaiten anhören kann. Das ist sicherlich für viele Neugierige und Suchende auf diesem Gebiet sehr interessant und eine große Hilfe.

BP: Welche Vorbilder außer Niels-Henning waren noch wichtig für dich?

HJ: Niels-Henning war lange schon mein absoluter Haupteinfluss, neben Ray Brown. Andere wichtige Vorbilder waren und sind Paul Chambers, Richard Davis, Gary Peacock, John Patitucci, Ben Wolfe und am E-Bass Marcus Miller, Jaco und Alain Caron. Aber auch ganz andere Instrumentalisten, wie Miles, Keith Jarrett oder Oscar Peterson haben für meine musikalische Entwicklung eine wichtige Rolle gespielt.

BP: Gutes Stichwort: Du bist ja in erster Linie Kontrabassist, spielst aber auch sehr gut E-Bass. Wie siehst du dich selbst in dieser „Dreiecksbeziehung“?

HJ: (lacht) Naja, der E-Bass war ja meine erste große Liebe. Als ich 1991 nach Hannover zum Studium kam, war ich ein reiner E-Bassist und Fusion-Fan. Im Laufe des Studiums entstand mein Interesse für den Kontrabass, und als ich dann einen eigenen Kontrabass besaß, dauerte es nicht mehr lange, bis die ersten Jobs kamen. Es wurden

immer mehr, dafür aber immer weniger auf dem E-Bass. Parallel dazu interessierte ich mich zunehmend für akustischen Jazz und immer weniger für Fusion. Heute sehe ich mich schon in erster Linie als Kontrabassist, dennoch macht es mir sehr viel Spaß, hin und wieder den E-Bass auszupacken und dabei richtig laut sein zu können.

BP: Wonach richtet es sich denn, ob du zum Beispiel bei Roger zum Kontrabass oder zum E-Bass greifst?

HJ: Das ist reine Gefühlssache – was besser passt, wird gemacht! Die Latin-Nummer „Wenn sie dich fragt“ könnte man natürlich auch auf dem Kontrabass spielen, doch bei dem Stück fanden alle, dass E-Bass besser passt als Darm-Saiten-Kontrabass. Live spiele ich auch „Mein guter Stern“ am E-Bass. Lutz hat dem Titel für das Liveprogramm ein neues Gesicht gegeben, und in der neuen Version passt der E-Bass viel besser.

BP: Wie stehst du als Wandler zwischen diesen beiden Welten denn eigentlich zum Thema „E-Bass im Jazz“ – einige Hardliner winken sofort ab, wenn man zur Jazzsession nicht mit einem Kontrabass erscheint. Allerdings gibt es auch etablierte Gegenbeispiele – wie Jeff Berlin, der noch nie einen Kontrabass eingesetzt hat, obwohl er Jazz spielt...

HJ: Ja, oder Anthony Jackson! Ich erinnere mich, wie er beinahe wütend wurde, als ich ihm einmal eine ähnliche Frage stellte. (lacht) Persönlich liebe ich den Jazz der 50er und 60er Jahre. Völlig klar, dass ich den holzigen Sound eines Kontrabasses vorziehe, wenn ich diese Musik spiele. Aber ich höre mir auch sehr gerne Leute wie Jeff Berlin an, der nun einmal einfach unglaubliche Jazz-Sachen auf dem E-Bass spielt. Es gibt auch eine ganz tolle jazzige CD von Alain Caron, nur im Trio mit Geige und Akustikgitarre. Da spielt Alain auch nur Fretless-Bass, obwohl er übrigens auch super Kontrabass spielen kann! Auch das höre ich sehr gerne; ein reiner Purist bin ich nicht. Es muss in den Kontext passen, und E-Bass kann in einigen Jazz-Konstellationen sehr gut funktionieren!

BP: Hast du als eingelebter Jazzler einen Tipp für Einsteiger parat? Wie lernt man am besten Jazz?

HJ: Viel Jazz hören und spielen! Dann würde ich noch raten, sich zunächst darauf zu konzentrieren, ein solider Begleiter zu sein, um gute, swingende, Walking-Lines zu spielen, die „in tune“ sind. Viele wollen schon solieren, wenn sie noch gar nicht richtig walken können. Das bringt nichts, denn im Bassistenleben spielt man nun einmal mindestens 98% der Zeit Begleitung. Außerdem sollten Jazz-Einsteiger so schnell wie möglich anfangen, das Standardrepertoire auswendig zu lernen. Man kann erst dann Musik daraus machen, wenn man nicht die ganze Zeit auf ein Leadsheet starrt.

BP: Du hast in früheren Tagen auch viel unterrichtet. Wie hast du deinen Schülern das Walken und das Solieren über Changes nahe gebracht? Hattest du da eine Art „Standardweg“, der immer Erfolg versprach?

Am Ende sollte man alles sacken lassen und mit dem Instrument anfangen, etwas zu erzählen

HJ: Manche Leute wünschen sich Zauberformeln, um diese Dinge schnell zu beherrschen. Die gibt es aber nicht! Dennoch habe ich eine Art „Standardweg“, um Walking-Bass zu vermitteln. Darüber hatte ich ja mal für den BASS PROFESSOR einen Workshop geschrieben. Ich überlege immer wieder, ob ich daraus nicht einmal ein Buch machen sollte... Was das Solieren angeht, so habe ich wiederum keinen Standardweg. Es gibt 1000 und mehr Herangehensweisen an das Solieren, Bücher über irgendwelche lydischen oder pentatonischen Konzepte, etc. Ich sage nicht, dass in diesen Büchern Quatsch steht. Ich glaube nur, dass es verschiedene Wege sind, um das Vokabular zu erweitern. Am Ende sollte man alles sacken lassen und mit dem Instrument anfangen, etwas zu erzählen. Wenn ich Miles Davis oder Keith Jarrett höre, ergreift mich die Musik augenblicklich, es werden sofort Emotionen transportiert. Natürlich kann man deren Soli auseinanderpflücken und sagen „Ah, da hat er eine alterierte Skala gespielt, und hier löst er diesen b9-Akkord auf“, aber so haben diese Musiker in dem Moment, in dem sie das Solo gespielt haben, bestimmt nicht gedacht!

BP: Ein großes Hobby von dir ist die Fotografie. Wie kam es dazu?

HJ: Fotografie hat mir schon immer Spaß gemacht. Irgendwann brauchten Kollegen Pressefotos, und fragten mich, ob ich das machen könnte. Da habe ich mit irgendwelchen Lampen experimentiert und mich nach und nach immer mehr in die Materie vertieft, Bücher gelesen, immer mehr Equipment gekauft, usw. Eine zeitlang verbrachte ich jede Nacht in meinem als Dunkelkammer umgestalteten Badezimmer und entwickelte bis 5 Uhr morgens Fotos. Dabei hörte ich „Keith Jarrett Live At The Blue Note“, oder andere legendäre CDs. Das war wie eine Sucht! Dank der Digitaltechnik geht heute nicht mehr so viel Zeit dabei drauf, das würde ich auch nicht mehr schaffen!

BP: Erzähl uns doch etwas über dein Tour-Equipment.

HJ: Auf Tour spiele ich meinen 3/4 Rubner Kontrabass, der zurzeit mit Saiten der italienischen Firma Aquila bespannt ist. Mein Tonabnehmer ist nach wie vor der Balsereit. Als E-Bass spiele ich mittlerweile wieder meinen 5-Saiter Sadowsky. Ich hatte auf Tour zuerst meinen 77er Jazzbass gespielt,

aber irgendwie spielt sich der Sadowsky doch noch leichter, fast von alleine! Beide Teile stecke ich in einen sonderangefertigten 2-kanaligen Boden-Preamp mit einem 4-Band-EQ pro Kanal, A/B- und Mute-Switch. So etwas hatte ich auf dem Markt lange nicht gefunden. Jetzt erst habe ich gesehen, dass EBS mit dem Microbass so etwas Ähnliches anbietet, aber ausprobiert habe ich den noch nicht. Mit meinem Custom-Preamp gehe ich direkt in die PA. Einen Amp habe ich nicht, dafür aber einen eigenen Monitorweg und ich habe vollstes Vertrauen zu Ingo Schmidt, unserem Tonmann, der mir immer genau das schickt, was ich brauche, und zwar über einen Kling & Freitag-Monitor. Klar, beim E-Bass würde ich gerne auch mal den Druck einer 8x10er Ampeg-Box hinter mir haben, aber das würde für den Saalsound nicht funktionieren, weil wir bei der jetzigen Tour meistens in Klassikhallen oder Theatern spielen, und da ist es so eine Sache mit der Akustik – alles ist sehr hallig. Da würde es nur dem Gesamtsound schaden, wenn ich auf der Bühne einen Amp laut aufdrehen würde.

BP: Einen neuen E-Bass zu erwerben, ist ja in der Regel nicht so das Problem. Anders sieht es da allerdings bei den Kontrabässen aus. Wie und wo erwirbt man als Kontrabassist ein neues Instrument, das vielleicht nicht gerade ein chinesisches Fabrikat aus einem der großen Musikhäuser ist?

HJ: Das ist wirklich ein Problem. Wenn es darum geht, das erste ordentliche Instrument zu erwerben, kann man immer bei Kontrabassbauern oder -händlern oder mit etwas Glück privat etwas Gutes für 3.000,- bis 5.000,- Euro finden. Wenn man dann aber etwas noch Besseres will, muss man sich wirklich sehr viel Zeit nehmen und zu allen möglichen Anbietern fahren, um wirklich das zu finden, was man will. Man kann bei Kontrabass nicht wie bei anderen Instrumenten pauschal sagen: Bässe von der Firma „X“ sind toll für den Sound und Bässe von „Y“ besser für den Stil. Jeder Kontrabass ist anders und es existieren ja sehr viele verschiedene, da sie seit Jahrhunderten gebaut werden.

BP: Was erwartet uns von dir im Jahr 2007?

HJ: Ich freue mich über viele weitere Gigs mit der Cicero-Band und werde deswegen wohl nicht viele andere Projekte anzetteln. Vielleicht ist das eine gute Gelegenheit, mich mal intensiver mit den Themen Homerecording und Komposition zu beschäftigen. In dem Zusammenhang würde ich auch gerne wieder meinen schönen alten Esh-Fretless zum Einsatz bringen – mal sehen, ob mir da etwas Schönes gelingt!

BP: Dann wünschen wir dir alles Gute und viel Erfolg bei deinen Unternehmungen!

HJ: Ich danke dir – und natürlich allen BASS-PROFESSOR-Lesern – für das Interesse!